



A b e n d =

Z e i t u n g.

210.

Donnerstag, am 1. September 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.  
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Über aus E. Gehe's neuester historischer Novelle:  
„Die Gründung von Charlottenburg.“ \*)

I.

Rückkehr der Churfürstin Sophia  
Charlotte.

An einem milden Abende erwartete man Sophien Charlotten, die Gemahlin des Kunst und Wissenschaft schirmenden Churfürsten Friedrich III., aus Paris zurück. Wollte man forschen, ob diese größere Reise der hohen Frau in das Ausland mit dem Ryswiker Frieden in Verbindung stehe, welcher, durch Waffenstillstand vorbereitet, bald darauf dem Kaiser und dem Reiche die Ruhe zurückgab, so würde die Diplomatie, ihrem schweigsamen Charakter getreu, zu dieser Frage nur stumm lächeln. Sie liebt es, durch Geheimniß zu glänzen. Genug, Sophia Charlotte, welche nicht umsonst jenen bedeutungsvollen Namen trug, traf mit den ersten Strahlen der Friedenssonne wieder bei ihren Brandenburgern ein. Ihr Gemahl war ihr entgegen gefahren, nachdem sein Blick auf die unter seiner Hand erblühende Friedrichstadt ihm versichert hatte, auf wie viel neue Stätten die blauen Augen seiner Gattin fallen würden. Es lebt sich gar traulich unter dem Volke der Mark. Es hat ein treu Gedächtniß für die Versprechungen seiner Fürsten, aber es opfert ihnen auch willig Gut und Blut und

Leben. So umschlingt der Eintracht Band Herrscher und Volk, und wenn damals noch rohe Kräfte derb sich regten, so war es um so anziehender, zu sehen, wie der feinere Geist der Fürsten Brandenburgs und die aus Frankreich herüberbringende Cultur mit jenem wüsten Kriegswesen rang. Zwanzigtausend Reformirte, welche aus Frankreich flüchteten, hatte der große Churfürst, Friedrich's III. Vater, aufgenommen. Die wahre Staatskunst schützt alle Religionen und die Beschützten brachten die feinere Sitte und den Gewerbefleiß in das Land. Fabriken und Manufakturen gediehen, Feld- und Gartenbau verwandelten die Wüsten in urbare Länderei. An diesem Tage aber ruhten alle Hände. Man wollte die geliebte Churfürstin sehen und Groß und Klein wallte ihr entgegen zu Wagen, Roß und Fuß. Die Natur, damals noch an Blumen für die Mark sparsam, gab ihren Brandenburgern dafür Kraft und Fülle der Worte. Wenn der Sachse sein Empfinden still hegt, bei den Märkern muß es in die blaue Luft hinaus. Sang und Klang machten sich geltend und mit weitgeöffnetem Auge schaute das Volk sich die goldenen, mit Spiegelgläsern verzierten Staatswagen an, welche zu Einholung der Landesmutter und ihres Gefolges jetzt nach dem Orte ihrer Bestimmung rollten. Die stolzen, in das Goldgebirg greifenden Isabellen, die Pracht der Zäumung, der Stallmeister rüstige und der Pagen flinke Gestalten gewährten ein anziehendes Schauspiel. Die Pracht der Hofe ist nicht für jede Zeit, aber für manche nöthig. Wo Sinn und Kraft des Volkes schon so sich läuterten, daß es an seinem Fürsten alle Hoheit seines Berufes, die Liebe seines Herzens, den

\*) Das Ganze wird in dem zweiten Jahrgange des bei Appun in Bunzlau herauskommenden Almanachs erscheinen.

Geist und Ernst seiner Thaten erkennt, da bedarf es nicht des äußern Poms. Schmucklos wandelt der Herrscher unter den Seinen und das klare Friedensgestirn über Stadt und Land macht den Stern auf der Brust entbehrlich. Aber Norddeutschland zu der Zeit Ludwig XIV. bedurfte vielleicht jenes äußeren Glanzes der Höfe, um nach und nach zu feineren Lebensgenüssen zu erwachen. Die Goldtresse und der Staatsdegen wirkten auf die Haltung der Vornehmeren. Die große Perücke auf dem Kopfe vertrieb die Bierhumpen der Tafel, das Laster des Spiels ging vor dem freilich auch kostspieligen Vergnügen der Mummereien, Opern, Concerte, Schäferspiele und Waldkomödien unter. Willig hatte Friedrich III. auch bei sich die Genien aufgenommen, welche der große Gesetzgeber der Zeit im Reiche des Geschmacks, der schweigsame Ludwig, für sich sprechen ließ, und die Einholung der hohen Reisenden bewährte von Neuem die Prachtliebe des Churfürsten. Die einfache Ziergrüner Tannen, welche zu beiden Seiten der Landstraße aufgepflanzt waren, genügte nicht. Reiche Ehrenpforten blickten den hohen Reisenden entgegen. Musikbanden, auf ihre silbernen Trompeten und Pauken stolz, thronten auf hohen mit Purpursammetdecken verzierten Gerüsten. Unter einem der Ehrenbögen wartete, von ihren Müttern bewacht und schön gepuht, eine Schaar Berliner und Kölner Bürgermädchen, deren natürliche Lebendigkeit dieß Mal in dem fortwährenden Gedanken an die langgestreckten Verse unterging, welche gesprochen werden sollten. Ueber den Verfasser des Gedichts waltete ein Geheimniß, aber unsern der Mädchengruppe stand ein Geistlicher und sein Söhnchen. Es war nicht zu verkennen, daß Beide diesen Augenblick für den wichtigsten ihres Lebens hielten. Der Vater in schlichtem Predigerrock, aber ganz vertieft in den Glanz seines dreizehnjährigen Sproßlings, welcher, halb noch Kind, in steifer Gala prangte. Der Knabe trug Silberschnallen auf den Schuhen, weiße Strümpfe mit gelben Zwickeln, kurze rothe Höschen und einen grasgrünen Frack. In der einen Hand hielt er den dreieckigen Duodez-Tresenhut, in der andern, weit vorgestreckt, ein Bambus-Paradestöckchen mit goldenem Knopf. Das Haar war frisirt, Degen und mächtiger Busenstreif vollendeten den kleinen, auch nach Weltchre strebenden Scholastikus. Die Kindlichkeit des vollen Gesichtchens war, ohne in Carrikatur auszuarten, dennoch durch einen Hochmuth gestört, welcher die zarten Nasenflügel schwellte. Ein ehrbarer Zug lagerte um den kleinen rothen Mund und wunderbar glänzten die Augen im Strahle geheimer Erwartung.

Herr Papa, — flüsterte das altkluge Kind — wenn nur unsere Hauptjungfer die Verse gut declamirt, besonders die Cäsar beobachtet.

Das ist zu wünschen, mein Sohn! — entgegnete der Vater — Auch habe ich nicht ermangelt, heute früh zu allen neun Musen zu beten, daß das Werk gedeihe.

Ob sie wohl errathen, wer das Gedicht machte? — fragte der Knabe und warf sich in die Brust — Herr Papa, nennen Sie ja den Autor nicht, aber der Verfall, die Eleganz — man könnte ihn errathen. Judithenkirch liegt ja nicht aus der Welt.

Grüß Euch Gott, Mädels! — rief in diesem Augenblicke, zu Rosß vorübersprengend, ein alter Krieger der weiblichen Deputation zu.

Der Reiter war der lustige alte Dörflinger, der Feldmarschall Vorwärts des siebzehnten Jahrhunderts, welcher von sich selbst oft erzählte: die Menschen hätten ihn zur Schneiderelle, Gott aber zum Schwerte berufen. Der achtzigjährige Held, Gefährte aller Siege Friedrich Wilhelm des Großen, jagte so rasch seiner schönen Gebieterin entgegen, daß der Sand an die Wade des gelehrten Kindes aus Judithenkirch flog.

Quae! qualia! quanta! — rief im komischen Zorn der kleine Lateiner. Bald darauf belehrt, welcher großer Kriegsheld ihn fast überritten habe, faste er sich und raunte nur leise dem Vater zu: Nicht wahr, Herr Papa, es giebt auf Erden nur ein gutes Schulpferd, den Pegasus?

Erbaut durch den Wis seines Zöglings, welcher mit dieser einen Frage sich selbst, ohne es zu wissen, charakterisirte, wollte der Vater den Sohn — so viel es seine eigne Spannung zuließ — über die Reitkunst der Numidier belehren, als ein in der Ferne ausschlagendes „Hoch! Hoch!“ die Annäherung der gefeierten Fürstin verkündete.

Mit klopfendem Herzen schlüpfte der dreizehnjährige Gelehrte hinter die letzte der Gesandtinnen der Residenzstädte und wir wollen uns bei Schilderung seiner lebhaften Gefühle nicht aufhalten, da sie sich so scheinbar bescheiden hinter ein angenehmes Bollwerk flüchteten. Zwölf Postillone, ein lustig Brandenburger Lied blasend, ritten voraus. Wie schmetterten die hellen Klänge über die abendliche, von bunten Menschenströmen überwogte Gegend! Das Volk schwenkte zum Gruß weiße Tücher, Hüte und Mützen. Den Postillonen folgten auf hohen Rossen die Stallmeister und die Jäger, vom Oberhoffjägermeister angeführt. Prätig glänzten im Abendsonnenschein die Goldtressen auf den grünen Jagdkleidern und die silberblanken Röhre der Büchsen. Paufer und Heiducken schwebten, behenden Fußes, zwischen den Reitern. Die Musikbanden auf den Gerüsten grüßten mit Prachtusch und Paukenwirbel. Endlich im offenen Staatswagen, an der Seite ihres Gemahls, erschien die schöne Tochter des glorreichen

Hauses Hannover, jetzt Brandenburgs Herz, Sophia Charlotte, von den ersten Geistern dieser Zeit bewundert und gepriesen, und von allen Märkern als Landesmutter geliebt. Seelenerquickend ist der Anblick eines hohen und reizenden Weibes auf dem Fürstenthron. Die Macht, die sich in solche Formen kleidet, entzückt. Dichter versetzten Berenice's Locken unter die Sterne; an Schönheit ihnen gleich war Charlotten's Haar, das anmuthigste Gendré. Blaue Schleifen, vermählt mit dem Perlenbande, welches diademartig die edle Stirn schmückte, hielten leise das Gelock, das nach Hals und Brust lieblich wogte. Die schönsten Frauen der Zeit schafften die Mode und in wie vielen Beziehungen stand die Fürstin selbst über einer Maintenon und Fontange, welche der Schönheit der Natur gleichfalls den Sieg über die Kunstbaue der Haarkünstler gönnten! Das Antlitz Charlottens, von reinen Lebensfarben verklärt, war reizendes Oval, der Uebergang von der Stirn zur Nase wie nach der Antike gegossen. Ein Gott der Anmuth harrte auf jedes Lächeln ihrer Seele, um alsbald auch in das zarte Fleisch der Wange das lieblichste Grübchen zu senken. Bei einem Wettstreite der Formen hätte vielleicht der Mund nachgestanden, aber die Perlenreihe der Zähne machte ihn wieder zum Sieger. Der reichste Friedensbote ihres Geistes und Herzens aber war das Auge, dessen Azur ein erhabener Geist aus der Himmelsbläue der Kornblumen gesammelt hatte. Wie freundlich lachte, wie tief und mächtig drang dieß Auge in alle Herzen! Ein lichtblauer Reisesemantel, halb zurückgesunken, verhüllte die volle Schönheit der Schultern, den glänzenden Nacken nicht, und reizend umschloß eine einfache schwarze Sammetbinde den Hals, wie der Ruhe holder Schatten, den ein bescheidener Geist den Lichtern der Anmuth zugesellt. Ihres Glanzes sich freuend, saß der Churfürst ihr zur Seite, so prächtig gekleidet, als die damalige Sitte es forderte und er selbst es liebte. Eine große braune Staatsperücke, wie sie auch Ludwig XIV. trug und sich in seinen späteren Jahren nie ohne sie blicken ließ, für 100 Dukaten aus Paris verschrieben, schmückte Friedrich's III. Haupt. Die Knöpfe seines Sammetrockes waren blißende Demanten und die feinsten brabantischen Spitzen an seiner Wäsche erhöhten die Zierde des Anzugs. Mit leichter Kopfneigung grüßte der Fürst, mit gefälliger Goldseligkeit Charlotte das Volk, und Weiden gegenüber saß der Churprinz, braunen Haares und feurigen Auges, schon im werdenden Jünglinge den kräftigen Mann versprechend, welcher das Soldatenthum begünstigte.

Der Staatswagen, an der Ehrenpforte angelangt, hielt, die Mädchenschaar trat an den Wagen. In seinem Incognito rückte Judithenkirchs gelbgezwickelter Sohn nach und die Sprecherin begann unter Herzklopfen folgendes Ge-

dicht vorzutragen, von welchem man jedoch dichterischen Schwung nicht erwartete:

Wir Kinder Deiner Stadt' uns ernstlich unterwinden,  
Dich hier im Reiseum auf Deinem Pfad zu finden.  
Erhabenste der Frau'n, Du Muse aller Musen,  
Du trägst das Glück der Welt an Deinem werthen Busen.

Viel Last! — flüsterte der Churprinz. Die Mutter, ohne eine Miene zu verziehen, neigte still ihr Ohr der freilich platten Festrede. Ihre Hand, leis' auf den Arm des Prinzen gelegt, bedeutete ihn, ein Gleiches zu thun. Die Rednerin, verlegener, — denn der Pathos, mit welchem sie die Schlussworte ausgesprochen, hatte sie selbst über das Unpassende derselben aufgeklärt — fuhr mit zitternder Stimme fort:

Wohin Du wandeln magst und ging's in die Türkei,  
Du zeigst alsobald, was wahre Schönheit sey.

Auf diese Stelle hatten wegen der „Türkei“ Vater und Sohn, hinter den Mädchen verborgen, viel gegeben, sie für einen Haupttreffer erklärt. „Brav!“ hauchte aus tiefster Seele der gerührte Pastor und drückte des Sohnes Hand. Aber dieser, im ahnenden Geiste, erschrock. Seiner Rednerin Gedächtniß schien zu wanken als sie sprach:

Gerührtes Augennaß der treuesten Völkerschaften  
Will heut' als Perlenband auf Deinem Sammtkleid  
haften.

Frau Fama halt Dein Lob aus —

Sie stockte. Der kleine Scholastikus, in Angst und Zorn getheilt, hatte des Vaters Hand verlassen, war vorgerückt und blies ihr zu:

aus silbernen Posaunen;

Der weite Erdball muß, wenn er Dich schaut, erstaunen.  
Das Mädchen, durch das Einflüstern verwirrt und herzlich sich über ihr eigenes Unglück in der Deklamation betrübend, fand auf ihrer Zunge nur das Schlusswort „Erstaunen“ das sie mehrmals wiederholte. Da erklang das holde: „Ich danke Euch, liebe Kinder!“ aus dem Munde der Churfürstin. Sie nahm das auch gedruckte Gedicht lächelnd an, und der fortrollende Staatswagen endete des Mädchens Angst, nicht des Dichters Schmerz. Sein erster Festgesang in den Grund gehohet durch stümperhaften Vortrag! Der schöne Schluß mit den Haupt- und Anallsecten verloren für die Welt, die zur Erkenntniß des wahren Schönen solchen Dichterwerks bedurfte! O, daß die hochweise Nymphe Egeria oder Pallas Athene selbst jene Rednerin bei den Locken des Hauptes ergreift und ihr mehr rednerische Gewandtheit eingegeben hätte!

Noch nach einer Viertelstunde sah die sich leerende Landstraße Vater und Sohn an derselben Stelle stillbekümmert stehen. Wohl hatte der große Naso Recht, wenn er

sang: *Asträa* sey von der Erde zum Himmel geflohen. Solche Gedichte nicht auf der Stelle zu lohnen!

Da sprengte ein Page der Churfürstin zurück. Scharf blickte er nach links und rechts, und, die Zwei wieder erkennend, rief er:

Die Herren verweilen einige Tage in Berlin? Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen dieß zu rathen,

denn vielleicht könnte höchste Puß geruhen, Sie einladen zu lassen.

Freudestrahl in die Nacht des Kummers! Das Gedicht hatte dennoch gewirkt. Der dreizehnjährige *Jo hann Christoph Gottsched* an der Hand seines Vaters, war bestimmt, einer großen Zukunft entgegen zu gehen!

(Der Beschluß folgt.)

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Correspondenz = Nachrichten.

#### Aus Mainz.

Ende Juli 1836.

Wie es jedes Jahr zu geschehen pflegt, so war auch in diesem Jahre unsere Stadt, trotz der wenig günstigen Witterung, von Fremden, die in die Bäder reisen, oder die Rheinreise machen, stark besucht, so daß es in den ersten Hotels oft unmöglich war ein Unterkommen zu finden. Dieses Zustromen von Fremden giebt unserer Stadt im Sommer ein eigenthümliches Gepräge. Sie ist nicht nur außerordentlich lebhaft, sondern man glaubt fast, sie sey nur von Rentiers bewohnt; denn auf den Straßen, auf den Promenaden, an den öffentlichen Plätzen sieht man eine spazierende behagliche Menge, die durch einander rennt in geschäftigem Müßiggange. Genau besehen, sind das lauter Gäste, die sich unsere Merkwürdigkeiten besehen, und die mit dem regen Getriebe der fleißigen Mainzer gar nichts gemein haben. Es sind Leute, die der Langweile in Wiesbaden auf einige Tage entfliehen; es sind Leute, die die schöne Gegend kennen lernen wollen; es sind Leute, die, des alltäglichen Treibens müde, ein Mal am Rheine frei athmen und heiter leben wollen. Diese Leute bringen übrigens Nahrung nach Mainz, und sind darum sehr willkommen.

Am liebsten halten sich die Engländer, und zwar jedes Mal in zahlreicher Menge, bei uns auf; sie leben billig und angenehm hier, was der Briten so sehr sucht. Auch giebt's Stoff in Menge für das Notizenbuch; sie dürfen sich nur in unser Museum und außerhalb der Stadt verfügen. —

Von Festivitäten, in Bezug auf die Gutenberg's-Angelegenheit, werden wir in diesem Jahre nichts sehen, obgleich ich selbst Ihnen schon von dem Doppelfeste schrieb, das wir im Jahre 1836 begehen würden, nämlich das Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst und das Enthüllungsfest der Statue Gutenberg's. Was ist die Ursache dieser Vertagung? Ich will es Ihnen hier treu referiren. Die Statue Gutenberg's könnte jeden Augenblick aufgestellt werden, denn sie ist glücklich vollendet; und *Crezacier* in Paris hat Wort gehalten, indem er dieselbe im Monate August dieses Jahres wohlgelungen abzuliefern versprach. Allein, jetzt fehlt das Fußgestell! Das Piedestal hat auch versprochenemmaßen zu demselben Termine vollendet seyn sollen, und es wäre wohl auch vollendet worden, wenn nicht ein Hinderniß in Bezug auf das, für dasselbe zu verwendende Material eingetreten wäre. Die Fabrication zu *Gerbach*, im Herzogthum Nassau, berichtet uns nämlich, daß es im Augenblicke an einem passenden Marmorblocke für das kolossale Piedestal fehle, und daß sie dasselbe darum erst gegen März 1837 liefern könne. Somit hat man, um auch zugleich eine gute Jah-

reszeit zu wählen, den Juni 1837 für die Festivitäten der Enthüllung festgesetzt. Man that wohl daran; denn es ist besser, das Denkmal makellos herzustellen, als daß man durch Uebereilung dem kostspieligen Unternehmen sein Recht nicht anthun sollte. — Was die Säcularisation der Erfindung betrifft, so habe ich Ihnen schon früher gemeldet, daß die Begehung derselben im Jahre 1836 auf einem historischen Irrthume beruht, welcher Irrthum gerade uns am wenigsten verleiten darf, bevor die vier Jahrhunderte seit der Erfindung vollzählig sind, die Feier zu begehen, da die Urkunden, die wir besitzen, sich so deutlich darüber aussprechen, daß das Jahr 1850 das Jahr der Säcularisation der Erfindung sey. Somit müssen wir für dieses Jahr auf alle derartigen Feste resigniren. —

Weil ich doch gerade von Monumenten sprach, wollte ich Ihnen auch zugleich erzählen, daß wir in dem nächsten Monate ein großes Concert für *Beethoven's* Monument haben werden. Unsere geschätzte Liedertafel hat es unternommen, den Manen des Unsterblichen im Namen mehrerer kunstsiniger Bewohner diesen Dank darzubringen, indem sie ihr Scharstein für das Denkmal *Beethoven's* beiträgt. Das Concert wird, wie überall, nur aus *Beethoven'scher* Musik bestehen, und es wird wohl dasselbe, nach Maßgabe unserer Verhältnisse, einen ähnlich günstigen Erfolg haben, als es in den anderen, größeren Städten hatte; denn *Beethoven's* Name ist auch bei unseren Musikfreunden ein Ideal! Wie oft sind wir hier schon von seinen himmlischen Symphonien erhoben und begeistert worden; wie oft haben wir uns gelobt an dieser unverstiegbaren Quelle hinreißender und belebender Klänge!! Das Wenigste, was man aus Dankbarkeit für diese Hochgenüsse thun kann, ist, die *Beethoven'sche* Monument-Angelegenheit für eine deutsche National-Angelegenheit zu betrachten, und es Jedem zu vergönnen, beizutragen, daß dem großen Deutschen möglichst bald auf Vaterlandserde ein würdiges Denkmal prange, ähnlich demjenigen, was in der Brust der deutschen Nation bereits steht für den Meister *Beethoven*! Daß wir anfangen dankbar gegen unsere unsterblichen Helden zu werden, ist ein herrliches Zeichen der Zeit, und die Nation macht sich dadurch der geistigen Superiorität würdig, die man ihr heutzutage im Gebiete der Kunst und des Wissens so gern einräumt. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß unsere Liedertafel Alles anbietet, dieses Concert recht brillant auszustatten; sie hat es nie fehlen lassen, wo es ein ehrendes Unternehmen galt! Auch für *Schiller's* Monument wird nach der Eröffnung der Theaterfaison eine Vorstellung hier gegeben, und zwar wird eins seiner vorzüglichsten Dramen über die *Breiter* schreiben, eines jener ewigen Gebilde, worauf wir, bei der gegenwärtigen Armuth der Tragödie, immer mehr mit Stolz und Bewunderung hinblicken. *Schiller* und *Beethoven*, — Dank unserm Genius, daß sie Deutsche waren! —

(Der Beschluß folgt.)